

Bei Oma geparkt

Wenn man noch sehr jung war, beaufsichtigt werden muss und nicht in den Kindergarten gehen wollte, konnte es einem passieren, dass man zum wiederholten Male bei Oma geparkt wurde. So erging es mir heute. Nicht, dass ich mich dagegen gesträubt hätte, nein. Bei meiner Oma war ich



morgens, wenn die anderen Kinder im Kindergarten waren, das einzige Kind und wurde,

so gut es eben in der Nachkriegszeit ging,
umsorgt und sogar verhätschelt.

Auch heute nutzte ich die *Gunst* der Stunde. Ich saß draußen auf der Bank vor der Haustür und hörte, wie Oma die Stufen der Kellertreppe hinunterstieg. Auf jeder zweiten Stufe musste sie kurz rasten und schnaufte laut durch. Ich konnte mir bildhaft vorstellen, wie sie die Hände in die Seiten stemmte und angestrengt nach Luft schnappte.

“Dieses verdammte Asthma“, stöhnte sie.

Als von Oma nichts mehr zu hören war, sprang ich auf, schlich leise durch die offen stehende Haustür den Flur entlang und in die Küche hinein. Dort stieg ich auf einen Stuhl und schaute aus dem Fenster in den Garten hinunter. Und richtig, dort hinten stand sie gebückt zwischen den Büschen und machte sich an den *Stibberken* (Stachelbeeren) zu schaffen.

Also war die Luft rein und ich konnte mein Vorhaben in die Tat umsetzen. Ich wollte nämlich unbedingt meinen *Jieper* nach Süßem befriedigen.

Und das ging so: eine große Tasse, einen Löffel, fünf Teelöffel Zucker, genügend Kondensmilch und alles umrühren. Anschließend setzte ich mich nach draußen auf die Bank und ließ es mir schmecken. Bevor Oma wieder aus dem Garten ins Haus kam, stellte ich die leere Tasse in das Spülbecken und beschäftigte mich wieder draußen. Ich spielte Rundlauf. Nachdem ich auf die Holzbank zwischen den Stufen der beiden Hauseingänge gesprungen war, rannte ich die Stufen hinunter und sprang erneut auf die Holzbank. So ging es eine ganze Zeit weiter, bis ich erschöpft war und mich auf der Bank ausruhen musste.

Doch dann geschah es! Beim letzten Sprung auf die Bank war ich anscheinend unachtsam, stieß mit der linken Schuhspitze an die Kante der Bank, rutschte ab und schürfte mir das linke Schienbein auf. Mist, tat das weh! Ich musste wohl doch etwas zu laut geklagt haben, denn sofort stand Oma in der Haustür. Als sie mein aufgeschürftes Schienbein und das Blut sah,

drehte sie um und kam kurz darauf mit Verbandszeug wieder.

„Nun mach man nicht so´n Geschrei und geh man auf die Bank sitzen“, sagte sie, nahm einen Waschlappen, den sie mitgebracht hatte und wischte vorsichtig das meiste Blut ab. Anschließend nahm sie das größte Pflaster aus der Verbandtasche und klebte es auf die Wunde.

„Aua, Oma!“, stöhnte ich. „Das Pflaster ist zu hännig (klein), da guckt ja noch alles nebenher!“

„Nun nöhl mal nich so rum! Es ist besser, wenn noch etwas Luft drankommt!“

Mit diesen Worten drückte sie noch einmal kräftig ihre Handfläche auf das Pflaster. Ich musste mir einen lauten Schmerzensschrei verkneifen.

„Das kommt davon, wenn man zu viel Zucker in sich reinschlingt. Der Körper weiß nicht, wohin mit der überschüssigen Energie, und dann passiert so etwas! Ruh dich noch ein wenig aus und komm dann rein zum Mittagessen. Opa

müsste auch gleich da sein. Er kommt heute etwas eher nach Hause."

Ich sagte keinen Mucks mehr. Oma hatte anscheinend wegen der schmutzigen Tasse in der Spüle meine Zuckerschleckerei entdeckt und die richtigen Schlüsse daraus gezogen.



Opa und Oma

Mama sagte ja auch immer: „Süßes macht die Kinder *hibbelig* (nervös, zappelig)! Der Zucker, den unser Körper braucht, ist schon in der Nahrung enthalten!“

Als Opa den Nagelbrink hoch kam, blieb er kurz vor der Bank, auf der ich noch saß, stehen und meinte:

„Na, mein Junge, was kuckste so *vaniinig* (schlecht gelaunt)? Ist dir ´ne Laus über die Leber gelaufen?“

Als er jedoch mein Knie sah, tätschelte er tröstend meinen Kopf.

„Lass uns man erst was zur Stärkung essen! Ich glaube, es gibt *Schillegassen* (Graupensuppe), komm!“

Schillegassen waren überhaupt nicht mein Leibgericht, da wäre mir Erbsensuppe schon lieber gewesen. Davon hatte ich sechs Teller auf einmal leergemacht.

In der Küche setzte ich mich an den Küchentisch und wollte gerade anfangen zu essen, da rief Oma:

„Disse Stuhl hört unser Opa! Setzt dich auf den anderen Stuhl, dann können wir anfangen!“

Gesagt, getan! Ich setzte mich auf den Stuhl neben Opa und löffelte mit spitzen Zähnen die Schillegassen in mich hinein.

„Nun sei man nich so´n Knötterpott (unzufriedener Mensch)! Iss man schön auf, dann bleibst du nich so´n Spinnewipp (Dünner)“, meinte Opa. Er hatte wohl bemerkt, dass mir die Suppe nicht schmeckte.

„Nachher gibt es noch Kompott (Nachtisch).“

Schweigend aßen wir unser Mittagessen. Opa machte einen erschöpften Eindruck. Ich wusste, dass er auf der Weserhütte arbeitete, wo Bagger gebaut wurden; in Kriegszeiten waren es Panzer gewesen.

Endlich waren alle Teller leer, und Opa sagte:

„So, Oma, tu mich den Kompott (... gib mir bitte den Nachtisch)! Ich bin etwas in *Brass* (Eile)!“

Oma räumte die Teller ab und holte eine



Oma und Opa

Überraschung auf den Tisch. Zum Nachtisch gab es nämlich Pudding mit *Bibberken* (Blaubeeren). Dadurch hatte ich mich etwas mit dem Essen versöhnt. Doch ich hatte die Rechnung ohne Opa gemacht. Anscheinend aß er *Bibberken* genauso gerne wie ich, oder noch viel lieber, denn er sagte:

„Du siehst so *ömmelig* (schlecht) aus und bist so *stickum* (still), du kannst bestimmt nicht mehr! Wenn du mir deine *Bibberken* gibst, gebe ich dir dafür ´nen *Groschen* (zehn Pfennige)!“

Er hatte seine Hand schon an meinem Schüsselchen mit den Blaubeeren und zog es zu sich heran. Mit der anderen Hand kramte er in seiner Hosentasche, fand schließlich, was er suchte und schnippte mir einen Groschen über den Tisch. Was sollte ich machen? Ein Groschen war schließlich viel Geld für ein *Zissemänken* (kleiner Wicht) wie mich. Mir blieb nichts anderes übrig, als zuzuschauen, wie Opa meinen leckeren Pudding mit Bibberken verspeiste.

Als Opa mit dem Essen fertig war und sich wieder verabschiedet hatte, war ich vollends *klödderig zugange* (nicht gut)!

„Oma“, stöhnte ich, „mir ist nicht gut. Ich glaube, ich muss mal!“

„Dann aber schnell!“, rief Oma. „Heb deinen *Pöter* (Po) und nichts wie ab innen Keller.“

Ach ja, die Toilette, besser der Donnerbalken, befand sich ja ganz hinten im Keller beim Ausgang. Widerwillig öffnete ich die Tür zur Kellertreppe und schielte hinunter in die Dunkelheit.

„Mach dir Licht an!“, rief Oma mir hinterher.

„Der Schalter ist gleich um die Ecke!“

Welche Ecke? Links, rechts, oben, unten? Für einen kleinen Jungen, der diesen Weg nicht jeden Tag einschlug, konnte das überall sein! Nach einigem Tasten in die Dunkelheit hinein, hatte ich den Schalter endlich gefunden. Nur, das Lämpchen, das dann aufflammte, ließ nicht viele Konturen erahnen.

Jetzt wurde es Zeit, „der Mutterboden“ drückte.

Ich stieg Stufe um Stufe die Holztreppe hinunter, immer in der Erwartung, durch die Stufen hindurch von einer knöchernen Hand gepackt zu werden. Unter einer dusteren Kellertreppe konnten nur Dämonen wohnen!

Endlich unten angekommen, rannte ich auf einen quadratischen Lichtfleck zu, das Fenster in der Außentür. Daneben war die Toilettentür, die ich im letzten Moment aufriss.

Deckel auf - Hosen runter - Hemd unter die Achseln geklemmt und sich der Erleichterung hingeben, das war eins.

Ich konnte mir ein leises Stöhnen nicht verkneifen. Doch als ich an mir hinuntersah, war es kein leises Stöhnen mehr, vielmehr ein Aufschrei des Schreckens. Ich hatte ganz vergessen, dass ich mich nicht auf einer modernen Toilette mit Wasserspülung, sondern auf einem Plumpsklosett befand. Ich saß also auf einem viel zu großen Loch, das in Holzbretter geschnitten war und über einem noch größeren Loch schwebte, dessen Tiefe für mich nicht einsehbar war. Nach erledigtem Geschäft rutschte ich schleunigst nach vorne vom Loch runter und drehte mich um. Was ich dort im Schummerlicht sah, ließ mir die Haare zu Berge stehen. Unter den Brettern erahnte ich einen großen, ummauerten Raum, aus dem es erbärmlich stank. Selbst die Wände waren mit Kot beschmiert, und weiße, madenartige Tierchen krabbelten langsam an ihnen empor. Nur schnell weg, dachte ich! Halt, ich musste mir ja noch den Po abputzen. Doch womit? Dann entdeckte ich an einem Nagel hängend einen gebogenen Draht, auf den Schnipsel von Zeitungspapier aufgezogen waren.

Besser als nichts! Drei, vier Schnipsel dienten mir der Säuberung meines *Gesäßes*. Ich entsorgte sie ebenfalls in dem stinkenden Loch und knallte den Deckel darauf.

Hemd runter - Hosen hoch - Tür auf und nichts wie weg. Den Weg die Kellertreppe hoch zog ich gar nicht erst in Betracht, da *hatte ich keine Lusten* (keine Lust) zu, sondern verließ den Keller gleich durch die nahe Kellertür und nahm den Weg außen rum.

Als ich zur Haustür kam, hatte ich das erste Mal an diesem Tag Glück. Mama stand dort und unterhielt sich mit Oma.

„Da bist ja“, sagte Oma, „aber wieso kommst du den Garten hoch?“

„Ach“, seufzte ich erleichtert, „ich hatte was gehört und wusste gleich, dass Mama mich abholt.“

Ich hoffte, dass die kleine Flunkerei nicht so schlimm war.

„Tschüss, Oma, bis zum nächsten Mal!“, rief ich noch und war schon ein Stück die Straße lang.

Mama schüttelte den Kopf.
„Na, der hat es aber eilig.“

Oma meinte:
„Er ist eben gern zu Hause!“

